

Uta Pohl-Patalong

Der Begriff „Gender“ führt mitten hinein in die Ambivalenzen der Geschlechterthematik am Anfang des 21. Jahrhunderts. Auf der einen Seite ist immer wieder zu hören (und zwar quer durch die Generationen und sowohl von Männern als auch von Frauen), dass das Thema heute eigentlich kaum noch Relevanz besitze, zumindest nicht als Analyse patriarchaler Verhältnisse und der Ungerechtigkeit Frauen gegenüber. Für die jüngeren Generationen wäre die Gleichberechtigung selbstverständlich, der Kampf dafür sei gegenstandslos und das Engagement dafür eher peinlich. Und in der Tat ist ja in den letzten Jahrzehnten viel erreicht worden: Mädchen haben mittlerweile bessere Bildungschancen als Jungen, Frauen stehen alle Berufe offen, Männer engagieren sich in der Kindererziehung, und auch in Führungspositionen sind Frauen auf dem Vormarsch. Auf der anderen Seite fallen die Defizite vor dem Hintergrund dieser Entwicklung besonders deutlich ins Auge und zeigen ein anderes Bild der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern: Frauen verdienen in Deutschland bei gleicher Qualifikation im Schnitt rund ein Viertel weniger als Männer.¹ In vielen Sparten liegt der Anteil von Frauen in Führungspositionen noch deutlich unter 20%, in nicht wenigen sogar unter 10%. Frauen leisten – ob berufstätig oder nicht – wesentlich mehr Familienarbeit als Männer. Erst recht sind die Bilder von den Rollen und Verhältnissen in den Köpfen und Herzen vieler Menschen – wiederum quer durch die Generationen – erschreckend traditionell.

Eindrücklich wird dies belegt, wenn folgende Geschichte erzählt wird: Ein Vater und sein Sohn fahren gemeinsam in ihrem Auto und haben einen schrecklichen Unfall. Der Vater ist sofort tot. Der Sohn wird in einem Krankenwagen zum Operationssaal gebracht. Der Arzt untersucht den Jungen und meint, dass man für die Operation

¹ Vgl. http://www.chancengleich.dgb.de/handlungsfelder/entgeltgleichheit/hintergrund_weniger/, abgerufen am 15.2.2011.

eine Koryphäe benötige. Die Koryphäe kommt, schaut den jungen Mann auf dem Operationstisch an und meint: „Ich kann ihn nicht operieren, er ist mein Sohn.“² Fragt man Menschen, was hier passiert ist, werden in der Regel Vermutungen angestellt, dass der Junge adoptiert war und der leibliche Vater ihn erkannt hat, oder ähnliche komplizierte Konstruktionen bemüht: Dass die Koryphäe weiblich und die Mutter des Jungen ist, liegt für viele sehr fern.

Offensichtlich reichen die rechtliche Gleichstellung und die theoretische Chancengleichheit nicht aus, um traditionelle Rollenbilder in den Köpfen von Menschen zu überwinden. Es lohnt sich, genauer hinzusehen, welche Annahmen über Frauen und über Männer sowie über die Kategorie „Geschlecht“ und seine Konsequenzen für das Leben eines Menschen gesellschaftlich und individuell leitend sind und wo diese ihren Ursprung haben.

Das Wort „Gender“ ist inzwischen nicht mehr auf die feministischen Diskurse beschränkt. Vielmehr hat sich der Begriff zumindest in der Wissenschaft und in der Politik, teilweise auch in der Alltagssprache etabliert: „Genderfragen“ stehen auf Tagesordnungen, die Genderperspektive wird eröffnet und „Gendergerechtigkeit“ eingefordert. Gleichzeitig verbinden sich mit dem Genderbegriff nach wie vor Emotionen, Zustimmung und Protest, Bedrohung und Befreiung. Das Wort berührt zentrale Fragen des Verhältnisses der Geschlechter und trifft Vorentscheidungen darüber, welche Visionen des Zusammenlebens der Geschlechter orientierend wirken. Mit ihm sind bestimmte Anliegen verbunden und insofern auch *Anregungen*, und er birgt wiederum auch Probleme, die in der Tat zu *Aufregungen* führen können. Ich werde in diesem Beitrag zunächst vorstellen, welche Inhalte sich mit dem Genderbegriff verbinden. Anschließend soll deutlich werden, welche Chancen er bereit hält und welche Gefahren in ihm schlummern. Schließlich soll gefragt werden, was dies für die Theologie und ihren Umgang mit dem Thema „Geschlecht“ bedeutet.

² Vgl. Stoeger, *Specialist*, 516.

1. „Gender“

Der Genderbegriff stellt die für jede Beschäftigung mit der Geschlechterthematik zentrale Frage, wie „Geschlecht“ überhaupt zustande kommt. Er hinterfragt damit eine Selbstverständlichkeit unseres Alltags, nämlich die Wahrnehmung, dass Menschen Frauen und Männer bzw. (im Kindesalter) Mädchen und Jungen sind. Im Alltag ist jeder Mensch eindeutig dem einen oder anderen Geschlecht zugeordnet, dies gehört zu den zentralen Merkmalen des Menschseins. Wird ein Kind geboren, wird häufig zuerst gefragt: „Was ist es denn?“ Ohne das Wort „Geschlecht“ aussprechen zu müssen, ist klar, dass die Antwort „ein Mädchen“ oder „ein Junge“ erwartet wird, da allen Beteiligten die Relevanz des Geschlechts für das Leben des Kindes so selbstverständlich ist.

Der Genderbegriff stellt diese Selbstverständlichkeit in Frage und zeigt auf, dass unser Verständnis von Geschlecht und seiner Selbstverständlichkeit im Alltag nicht so selbstverständlich ist. Er führt eine Differenzierung in das Phänomen „Geschlecht“ ein, die in der deutschen Sprache nicht wörtlich zu übersetzen ist: Während „sex“ das biologische Geschlecht meint, bedeutet „gender“ das „soziale“ oder besser das „soziokulturelle“ Geschlecht. Mit dieser sprachlichen Unterscheidung wird eine zentrale inhaltliche Entscheidung getroffen, die für den jüngeren Feminismus ganz wesentlich ist: Geschlecht insgesamt und auch das jeweilige Geschlecht eines individuellen Menschen ist nicht selbstverständlich gegeben, sondern sozial und kulturell geprägt und geformt. Geschlecht ist damit (zumindest auch) Ergebnis eines kulturellen Prozesses und nicht „naturbedingt“ und unhinterfragbar gegeben, sondern geworden und insofern kulturell und auch individuell potenziell veränderbar. Die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ wendet sich dagegen, Geschlechtscharaktere und Geschlechterrollen biologisch zu begründen, denn damit wären sie unveränderlich und auch legitimiert. Sie weckt das Bewusstsein, dass „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ nicht ein-

fach zwei gegebene und einander gegenüberstehende Größen sind, sondern in verschiedenen Kulturen Verschiedenes bedeuten können.³

Als eine wichtige Vordenkerin dieses Gedankenkomplexes wird zu Recht Simone de Beauvoir genannt. Ihr berühmter und oft zitierter Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“⁴ beinhaltet ja bereits die Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“. Die begriffliche Unterscheidung wurde jedoch erst – nicht zufällig – in der sexualpsychiatrischen Zwitter- und Transsexuellenforschung in den 1950er und 1960er Jahren in den USA getroffen.⁵ Nachdem „gender“ bis dahin nur in grammatikalischer Bedeutung verwendet wurde – als Bezeichnung des grammatischen Geschlechts –, wurde der Begriff von feministischen Wissenschaftlerinnen seit den 1970er Jahren benutzt, um den Unterschied gegenüber dem biologischen Geschlecht zu markieren. In den 1980er Jahren hat sich besonders im angloamerikanischen, dann aber auch im deutschsprachigen Bereich die Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ mit ihren jeweiligen Konnotationen durchgesetzt. Seit den 1990ern werden allerdings – vor allem auf populärwissenschaftlichem Niveau – die Unterschiede zwischen den Geschlechtern wieder stärker biologisch begründet, beispielsweise im Kommunikationsverhalten (z.B. warum sich Männer und Frauen angeblich nicht verstehen), in den Fähigkeiten (z.B. warum Frauen angeblich nicht einparken können), im emotionalen Bereich (z.B. warum Frauen und Männer Beziehungen unterschiedlich gestalten) oder in der Rollenverteilung (z.B. warum mit dem ersten Kind doch wieder die Rollen traditionell verteilt sind). Nicht selten sind diese Ansätze, die sich literarisch gegenwärtig gut verkaufen, mit einer Rücknahme der durch den Genderbegriff markierten Erkenntnisse geprägt, indem sie versuchen, beobachtete Unterschiede wieder hormonell, organisch (beispielsweise durch die theoretische Disposition, ein Kind zu bekommen), mit Unterschieden zwischen weiblichen und männlichen Gehirnen oder mit Analogien zur Tierwelt zu erklären.

³ Vgl. Pohl-Patalong, Gender, 216.

⁴ De Beauvoir, Geschlecht, 334.

⁵ Vgl. Hirschauer, Dekonstruktion, 68.

Der Genderansatz hingegen stellt zwar nicht in Frage, dass (zumindest tendenzielle) Unterschiede zwischen Frauen und Männern zu beobachten und auch empirisch nachweisbar sind, er sieht diese jedoch nicht als biologisch gegeben an, sondern betrachtet sie als sozial geprägt und kulturell geformt. Dafür spricht zunächst in der Alltagserfahrung, dass sich in den letzten Jahrzehnten die Geschlechterrollen und auch die empirisch fassbaren Eigenschaften von Frauen und Männern enorm verändert haben. Was es vor 100 Jahren im gesellschaftlichen Bewusstsein, aber auch im persönlichen Selbstverständnis bedeutete, eine Frau bzw. ein Mann zu sein, unterscheidet sich eklatant von der heutigen Realität. Wenn heute von „typisch Frau“ oder „typisch Mann“ die Rede ist, ist damit inhaltlich nicht das Gleiche gemeint wie im 19. Jahrhundert und noch nicht einmal wie in den 1970er Jahren.

Entspricht diese Überzeugung dem Gender-Ansatz generell, erfolgt an diesem Punkt noch einmal eine Differenzierung in zwei Richtungen. Die erste Richtung stellt nicht in Frage, dass es biologisch zwei Geschlechter gibt, dass Menschen also – im Sinne von „sex“ – weiblich oder männlich geboren werden. „Gender“ als das „soziokulturelle Geschlecht“ entsteht nach Überzeugung dieser ersten Richtung durch die soziale Prägung der Umwelt. Sobald ein Kind geboren ist (und heute gelegentlich schon vor der Geburt), werden ihm geschlechtsbedingte Erwartungen entgegengebracht. Wenn ein Baby oder Kleinkind in seinem Verhalten seinem Geschlecht entspricht, reagiert die Umwelt – ohne dies unbedingt zu wollen oder auch nur zu merken – verstärkt und „belohnt“ geschlechtstypisches Verhalten durch besondere Aufmerksamkeit. Da Eltern beispielsweise – in der Regel unbewusst – mit einem weiblichen Baby einen intensiveren Körperkontakt pflegen oder einem männlichen Kind einen größeren Aktionsradius zugestehen oder dessen Geschrei länger tolerieren, entwickeln sich bereits im Kleinkindalter „typische“ Verhaltensweisen. Die Sozialisationsinstanzen Kindergarten und Schule tragen dann durch ihre geschlechtsbedingten Erwartungen (dass Mädchen sozialer und verträglicher seien, Jungs aggressiver und konkurrenzorientierter etc.) dazu bei, dass diese Erwartungen immer stärker der Realität entsprechen. So zeigt beispielsweise eine neuere in Chicago durchgeführte

Studie, dass sich die innere Haltung der Lehrkraft auf die mathematischen Leistungen von Mädchen auswirkt: Ist eine Lehrkraft (gleich welchen Geschlechts) der Überzeugung, dass Mädchen es schwerer haben in Mathematik, sinkt die durchschnittliche Leistung der Mädchen.⁶

Die Kritik dieser Gender-Richtung richtet sich insbesondere auf diese gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen, die geschlechtsgebundenen Erwartungen, die angenommenen Charaktere etc., also die kulturellen Überformungen des biologischen Geschlechts, die Menschen einengen, in ihrer Persönlichkeitsentwicklung behindern, vor allem aber zu massiven Ungerechtigkeiten zuungunsten von Frauen (wie beispielsweise ihre im Durchschnitt geringere Entlohnung) führen.

Die zweite Richtung hingegen setzt noch grundsätzlicher an und hinterfragt radikaler, wie „Geschlecht“ überhaupt zustande kommt. Sie betrachtet es bereits als kulturelle Konstruktion, *dass* wir Menschen in genau zwei Geschlechter einteilen und dies für biologisch gegeben halten. Sie wird daher „dekonstruktiver Feminismus“ genannt, weil sie die kulturelle Konstruktion Geschlecht als solche entlarvt und damit de-konstruiert – im Unterschied zum „Differenzfeminismus“, der die Differenzen zwischen den Geschlechtern gerade betont.⁷ Der dekonstruktive Feminismus kann bereits als eine innerfeministische Reaktion betrachtet werden, die in den 1980er Jahren entstand. Nachdem die zweite Frauenbewegung in den 1970er Jahren die Gemeinsamkeiten zwischen Frauen entdeckt und diese als beglückend und befreiend wahrgenommen hatte, trat jetzt stärker die Verschiedenheit von Frauen in den Vordergrund. Die allen Frauen gemeinsame „weibliche Erfahrung“ wurde als Konstruktion entlarvt – nicht zuletzt von Frauen aus anderen kulturellen Kontexten, die diese als weiße, mittelschichtorientierte Perspektive kritisierten. Der dekonstruktive Feminismus nimmt einerseits die Differenzen *zwischen* Frauen, andererseits andere

⁶ Vgl. <http://www.news.de/gesellschaft/855041877/das-lehrererbe-mathe-angst/1/g1>; abgerufen am 15.2.2011.

⁷ Zur dekonstruktiven Sicht von ‚Geschlecht‘ vgl. exemplarisch Gildemeister, Konstruktion, Gildemeister/Wetterer, Geschlechter, und Hagemann-White, Konstrukteure.

Differenzkategorien wie Kultur, ethnische Herkunft, Generation, sozialen Kontext etc. in den Blick. Er nimmt Abstand davon, „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ inhaltlich beschreiben zu wollen, da dies den traditionellen Rollenzuschreibungen nicht entkommen kann, erkennbar an den Oppositionspaaren von intuitiv und rational, beziehungsorientiert und autonom etc.

Zum anderen stellt er die Frage, ob es nicht feministisch kontraproduktiv ist, die Zweigeschlechtlichkeit als gegeben hinzunehmen und ihre Wahrnehmung nur zu verstärken. Denn die Betonung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern und der Gemeinsamkeiten zwischen Frauen beinhaltet die Gefahr, dass sich Frauen selbst im Gegenüber zu Männern (als die „anderen“) definieren und damit letztlich in die alten Rollenklischees zurückfallen – auch wenn diese als sozial geprägt identifiziert werden. In unserer Gesellschaft ist, so die Erkenntnis des dekonstruktiven Feminismus, Weiblichkeit nicht ohne Unterordnung und Männlichkeit nicht ohne Dominanz zu denken. Dies zeigen beispielsweise Untersuchungen zur Mimik und Gestik bei Frauen und Männern, die den Blick von unten nach oben als „weiblich“ und die umgekehrte Blickrichtung als „männlich“ konnotieren.

Eine zentrale Motivation der zweiten Richtung des Gender-Ansatzes ist es daher, den durch die Zweigeschlechtlichkeit unweigerlich gegebenen hierarchischen Zuordnungen zu entkommen: Wenn es offensichtlich unmöglich ist, Männlichkeit und Weiblichkeit gleichberechtigt und unhierarchisch zu denken, muss tiefer gefragt werden, wie die für die Gesellschaft dominante Zweigeschlechtlichkeit zustande kommt – und wem sie nützt. Denn es ist ja durchaus zu fragen, warum wir die Menschen unserer Gesellschaft eigentlich so klar in zwei Geschlechter einteilen und dieser Einteilung solch große Relevanz zubilligen. Dass die gesamte Gesellschaft sozusagen zweigeschlechtlich „geordnet“ ist,⁸ ist kaum mehr mit dem Erhalt der Gattung durch Fortpflanzung zu erklären, denn dafür wäre es nicht nötig, prägende geschlechtsbedingte Erwartungen an zweijährige Jungs und achtzigjährige Frauen zu stellen. Es wird daher vermutet, dass bereits die trenn-

⁸ Vgl. Klinger, Ordnung.

scharfe Unterscheidung von zwei Geschlechtern kulturelle Vorteile bringt – und zwar zugunsten derjenigen, die davon profitieren, nämlich derjenigen, die als „Männer“ identifiziert werden. In dieser Perspektive wird bezweifelt, dass der Körper oder die Sexualität vorkulturell existieren, Natur und Kultur also streng zu trennen sind. Dann aber muss es im feministischen Interesse liegen, die Selbstverständlichkeit von zwei Geschlechtern als solche in Frage zu stellen. Dies stößt sich allerdings nicht unerheblich mit unserer Alltagswahrnehmung: Wir sind so gewohnt, Menschen nur als Frauen oder Männer wahrzunehmen, dass solche Überlegungen unseren gewohnten Denkraum sprengen und daher zunächst Abwehr erzeugen.

Möglicherweise helfen hier Erkenntnisse der Biologie und der Ethnologie, die die – zunächst eher philosophisch geprägten – Überlegungen, Geschlecht als Konstruktion zu betrachten, unterstützen.⁹ Diese machen deutlich, dass biologisch das Geschlecht eines Menschen viel weniger eindeutig ist, als sich dies der Alltagswahrnehmung in der Regel darstellt. Das Geschlecht eines Menschen kann auf mehreren Ebenen bestimmt werden, die nicht miteinander übereinstimmen müssen, nämlich nach Geschlechtsorganen, Hormonen, Chromosomen und sekundären Geschlechtsmerkmalen. Die Existenz von Zwittern, Transvestiten und Homosexuellen stellt das klare Gegenüber zweier Geschlechter zusätzlich in Frage. Die Ethnologie hat zudem gezeigt, dass manche Völker ein drittes Geschlecht kennen und bei wieder anderen das Geschlecht im Alltag gar nicht zu bemerken ist, so dass es auch keine Konsequenzen für das Leben hat – dort bekommen manche Menschen eben Kinder, andere keine. Damit wird die Einsicht, die am sozialen Geschlecht gewonnen wurde, auf das biologische übertragen: Nicht nur das soziale Geschlecht ist kulturell geprägt, sondern bereits das biologische Geschlecht ist eine kulturelle Konstruktion, die bestimmten Interessen dient und zu diesem Zweck Naturgegebenheit behauptet, wo keine ist. Das Gegenüber von „sex“ und „gender“ wird in dieser Richtung also sozusagen aufgehoben und „sex“ in „gender“ aufgelöst. Dies bedeutet nicht,

⁹ Vgl. dazu beispielsweise Christiansen, Grundlagen, oder Gildemeister, Konstruktion.

dass den Menschen in der Frage der Geschlechtsidentität jede Möglichkeit offen steht, wohl aber, dass die theoretisch vorhandenen Möglichkeiten gesellschaftlich erheblich beschränkt werden.

Die dekonstruktive Sichtweise setzt die Entstehung und Erhaltung von Geschlecht daher noch wesentlich komplexer an: als einen vielschichtigen komplizierten Prozess, bei dem unendlich viele Faktoren mitwirken, und zwar innere ebenso wie äußere. Zur sozialen Prägung von Geburt an kommt die jeweils eigene Aktivität hinzu: Da wir gar nicht anders können, als uns permanent als „Mädchen“ oder als „Junge“, als „Frau“ oder als „Mann“ zu zeigen, tragen wir selbst erheblich zur Geschlechterkonstruktion bei, und zwar in wesentlich höherem Maße, als es zur Aufrechterhaltung der Gattung „Mensch“ nötig wäre. Wir nehmen dabei ständig Reaktionen aus unserer Umwelt auf und verarbeiten sie, was wiederum unser Verhalten, unseren Habitus, selbst unsere Mimik und unseren Körperbau beeinflusst. Wir „machen“ permanent unser Geschlecht, ob wir es wollen oder nicht. Wie genau dann das Geschlecht präsentiert wird, ist wiederum kulturell bedingt – als Philippina oder Westafrikanerin würde ich dies anders tun. Offensichtlich unterliegen sogar körperliche Faktoren, die man bisher als durch Vererbung bedingt und unveränderbar angenommen hat, kulturellen Entwicklungen: So verringert sich gegenwärtig in Europa parallel zur Veränderung der Geschlechterrollen der Größenunterschied zwischen den Geschlechtern. Erst recht gilt dies für lange Zeit neurologischen Unterschieden zugeschriebenen Fähigkeiten: Dass Mädchen weniger begabt für Naturwissenschaften seien als Jungs, wurde schon länger in Frage gestellt, und dies wird auch durch die neuesten PISA-Studien belegt, in denen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in diesem Bereich nur noch minimal sind. Sowohl der Körper als auch das Geschlecht sind damit Ergebnis einer kulturellen Deutung. „Geschlecht“ als ganzes ist damit nicht etwas, was wir haben oder was wir sind, sondern was wir permanent machen – entsprechend wird von „doing gender“ gesprochen.

2. Leistungen des Genderbegriffs

In drei Schritten sollen die An- und Aufregungen, die der Genderbegriff mit sich bringt, jetzt beleuchtet werden.

2.1. Veränderungspotenziale des Gender-Ansatzes

Mit der Erkenntnis des Gender-Begriffes, dass „Geschlecht“ (nicht nur) eine Folge biologischer Faktoren, sondern Ergebnis eines soziokulturellen Prozesses ist, bieten sich zunächst einmal sehr viel mehr Möglichkeiten, verändernd auf die Geschlechterverhältnisse einzuwirken, als wenn diese biologisch determiniert erscheinen. Geschlecht ist dann nicht Schicksal, sondern Gestaltungsaufgabe. Denn soziokulturelle Gegebenheiten unterliegen sowieso permanenten Veränderungen, wie an den radikalen Wandlungen zu sehen ist, die die Geschlechterrollen in den letzten hundert und auch noch einmal in den letzten vierzig Jahren durchgemacht haben. Für diese Unterschiede sind natürlich viele Faktoren verantwortlich, weil gesellschaftliche Prozesse unglaublich komplex sind. Nicht unerheblich haben dazu aber die erste Frauenbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts und die zweite Frauenbewegung in den 1970er Jahren beigetragen, die sehr gezielt und mit erheblichem persönlichen Einsatz Entscheidendes zur Veränderung der Geschlechterrollen beigetragen haben. „Gender“ setzt also das Signal: Das, was wir unter „Geschlecht“ verstehen, ist potenziell veränderbar.

Gleichzeitig hat sich in den letzten Jahren gerade an diesem Punkt eine gewisse Ernüchterung und manchmal auch Enttäuschung eingestellt. Typisch für die gegenwärtige Generation von Müttern und manchmal auch von Vätern sind Stoßseufzer wie: „Wir erziehen unser Kind nun wirklich nicht als typisches Mädchen, aber sie liebt rosa und will zum Fasching nur als Prinzessin gehen ...“ oder „Unser Junge interessiert sich überhaupt nicht für die Puppen, die wir ihm schenken, ist aber von keiner Baustelle wegzubekommen.“ Solche Alltagserfahrungen zeigen, dass individuelle Entscheidungen gegen die klassischen Rollenerwartungen offensichtlich nicht ausreichen. Hier ist wiederum der dekonstruktive Ansatz analytisch hilfreich, weil er an die Komplexität der Entstehung von „Geschlecht“ erinnert. Denn zum einen sind die Eltern bei weitem nicht die Einzi-

gen, die sozialisierend auf das Kind einwirken – der Einfluss von Großeltern, Verwandten, anderen Kindern, dann vor allem Kindergarten und Schule ist immens. Zudem entstammen unsere Einflüsse auf die Kinder keineswegs nur dem bewussten und intentionalen Bereich, sondern unbewusste Faktoren wirken mindestens ebenso stark mit. Niemand dürfte in der Lage sein, mit identischen Empfindungen einem Jungen eine Puppe und einem Mädchen eine Carrerabahn zu schenken wie dem jeweils anderen Geschlecht – auch wenn wir fest davon überzeugt sind, das Richtige zu tun. Und schließlich ist die Rolle von realen und medialen Vorbildern keinesfalls zu unterschätzen. Immer noch kümmern sich Mütter in stärkerem Maße um die Kinder als Väter (selbst wenn beide berufstätig sind), immer noch sind Männer im Kindergarten- und im Grundschulbereich die Ausnahme (denen dann besondere Aufmerksamkeit zukommt), und immer noch werden die klassischen Rollenbilder in Fernsehserien auch für kleine Kinder sowie in der Werbung massiv gepflegt. So lange dies so ist, ist es kaum realistisch zu erwarten, dass die Entscheidung eines Elternpaares ausreicht, um ein Kind ganz anders zu prägen. Der Ansatz des „doing gender“ macht zudem die Eigenaktivität des Kindes deutlich, das der gesellschaftlichen Zweigeschlechtlichkeit ebenso wenig entkommt wie wir: Es hat in einer zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft keine andere Möglichkeit, als sich als Mädchen oder als Junge zu präsentieren, ein drittes Geschlecht oder Geschlechtsneutralität gibt es nicht.

Also bleibt doch alles beim Alten, und das Veränderungspotenzial ist nur ein scheinbares? Dies wäre nur der Fall, wenn man erwartet, dass sich gesellschaftliche oder individuelle Veränderungen innerhalb von ein oder zwei Generationen und umfassend einstellen. Der dekonstruktive Gender-Ansatz bietet nicht die eine große, durchschlagende Idee, von heute auf morgen die Gesellschaft geschlechtergerecht zu gestalten oder zumindest das eigene Leben frei von Rollenerwartungen zu führen. Er weist jedoch auf die Spielräume hin, die die komplexe Größe „Geschlecht“ bietet: Menschen können sich von der gesellschaftlichen Ordnung zwar nicht befreien, aber spielerisch und gestaltend mit ihr umgehen. In verschiedenen

Bereichen meines Lebens können Rollenerwartungen mal mehr, mal weniger und mal vielleicht auch gar nicht erfüllt werden. Indem Menschen bewusst mit ihnen umgehen und nicht ihrer Totalität erliegen, werden sie stärker Subjekte ihres unweigerlichen „doing gender“ und gewinnen Handlungsspielräume, die mir Freiräume eröffnen und anderen Anregungen für ihr „doing gender“ geben und damit langfristig auch die Gesellschaft verändern. Gerade die gegenwärtige Gesellschaft, in der Menschen nicht auf eine einheitliche Identität fixiert sind, sondern unterschiedliche Identitäten entwickeln müssen, bietet dafür besondere Chancen.

Allerdings: Dies ist anstrengend und nicht immer den Anforderungen des Alltags entsprechend. Die Spielräume für ein solches Spiel mit Geschlechtsidentitäten sind zudem sehr ungleich verteilt, unter Männern und erst recht unter Frauen. Zudem enthebt einen die Erkenntnis theoretischer Spielräume nicht der Erfahrung, sich immer neu in geprägten Rollenmustern wieder zu finden, denen man sich eigentlich entkommen glaubte. Die gegenwärtigen Versuche, Geschlecht wieder stärker biologistisch zu verstehen und die zentrale Erkenntnis des Genderbegriffs damit wieder einzuziehen, deute ich in diese Richtung: Offensichtlich erleichtert die Konstruktion (denn auch dies ist eine Konstruktion), dass die Geschlechterrollen eben doch biologisch gegeben und unveränderlich sind, die Erfahrung, sich stärker in klassischen Rollenmustern zu bewegen, als man dies einmal gedacht hat. Möglicherweise ist der Genderansatz mit einem gewissen Optimismus verbunden, dass sich – auf längere Sicht – zumindest wirklich etwas verändern lässt und dass es sich lohnt, sich dafür zu engagieren. Damit ist deutlich: Der Gender-Ansatz berührt die Identität von Menschen.

2.2. Identitätsfragen des Gender-Ansatzes

Der Genderbegriff, zumal in seiner dekonstruktiven Fassung, radikalisiert die Frage nach dem Geschlecht, indem er die Kategorie „Geschlecht“, ja bereits die Zweigeschlechtlichkeit, als Konstruktion identifiziert. Damit bricht er mit einer Selbstverständlichkeit, die gleichzeitig eine Grundkategorie unseres Daseins ist: Mit dem un-

hinterfragten Gegenüber von Frauen und Männern. „Frau“ und „Mann“ sind dann nicht mehr klare Zuweisungen, die für jeden Menschen gelten, sondern werden zu kulturell bedingten Konstrukten. „Es könnte alles auch anders sein“ ist auch hinsichtlich der Geschlechterrollen eine zentrale Erkenntnis. „Frau“ und „Mann“ sind damit in wesentlich geringerem Maße identitätsbildende Kategorien. Das Geschlecht sagt dann nichts Entscheidendes mehr über den Menschen, während im Alltagsverständnis und zudem in den an der Geschlechterdifferenz orientierten feministischen Richtungen das Geschlecht einen zentralen Faktor der Identität bildet.

Diese grundlegende Infragestellung sowohl der Alltagsorientierung als auch der theoretischen Grundlagen des Feminismus durch die Auflösung aussagekräftiger Geschlechtszuweisungen dürfte einer der größten „Aufregungsfaktoren“ des Gender-Begriffes sein. Die Identifikation von „Geschlecht“ als Konstruktion irritiert und verunsichert. Unsere Gesellschaft und auch unser privates Leben beruhen in einem hohen Maße auf der „zweigeschlechtlichen Ordnung“. Das Geschlecht ist in unserer Kultur einer der stärksten Identitätsfaktoren, vergleichbar höchstens der Hautfarbe: Nach einer flüchtigen Partybekanntschaft mag Haarfarbe, Erscheinungsbild, Alter, Beruf, Bildungsstand oder Lebensform vergessen sein – ob es ein Mann oder eine Frau war, dürfte nachhaltig erinnert werden. Ist eine Person nicht klar einem Geschlecht zuordbar, irritiert dies – bekannt ist die Erfahrung in der U-Bahn, die dazu verleitet, immer wieder hinzuschauen und möglichst doch noch eine eindeutige Zuordnung zu erreichen. Wenn dann der radikalisierte Gender-Ansatz behauptet, Frausein und Mannsein wären „nur“ Konstruktion und fänden größtenteils in unseren Köpfen statt, stellt dies unsere persönliche Identität, aber auch einen Grundpfeiler unserer Gesellschaft in Frage. Würden Menschen nicht nach ihrem Geschlecht in zwei Kategorien eingeteilt, wäre damit einerseits eine wesentlich größere Freiheit verbunden, die eigenen Talente, Vorlieben, Stärken zu entdecken und zu pflegen, ohne von kulturellen Erwartungen geprägt zu werden. Andererseits verbindet sich mit der Freiheit auch eine entsprechende Orientierungsproblematik und Entscheidungslast. Die

gesellschaftlichen Rollenzuweisungen geben ein deutliches Geländer des eigenen Lebensentwurfes, einen Pfeiler der eigenen Identität. Das gilt auch dann, wenn die Entscheidung gegen eine traditionelle Frauen- oder Männerrolle fällt, denn auch dies folgt immer noch der Logik der Zweigeschlechtlichkeit, indem die Erwartung dezidiert negiert wird. Ohne Rollenmuster und Erwartungen ist weder eine positive noch eine negative Orientierung an ihnen möglich. Dies führt zur Frage nach der politischen Wirkung des Gender-Ansatzes.

3. Politische Wirkung des Gender-Ansatzes

Für den differenzorientierten Feminismus bedeutet die Relativierung oder „De-Thematisierung“ der Kategorie „Geschlecht“ zudem, dass ein Grundpfeiler ihres Ansatzes bröckelt. Zwar gehört die klare Frontlinie zwischen Frauen und Männern, die zwischen männlichen „Tätern“ und weiblichen „Opfern“ unterscheidet, wohl in allen feministischen Spielarten längst der Vergangenheit an und war auch selten so einseitig oder gar feindselig, wie es dem Feminismus gerne feuilletonistisch unterstellt wurde und wird, aber die Geschlechterdifferenz bildete doch ein wesentliches Merkmal in der Wahrnehmung der Geschlechterthematik. Ohne zu behaupten, dass alle Frauen oder alle Männer gleich seien, nimmt der differenzorientierte Feminismus bestimmte Gemeinsamkeiten zwischen Menschen des gleichen Geschlechts an, die dem anderen in gewisser Weise gegenüber stehen. Dies bietet eine wichtige Grundlage für das gemeinsame Engagement von Frauen, für eine prinzipielle weibliche Solidarität, die natürlich nicht immer der Erfahrung entspricht, aber doch eine potentielle Grundlage für politische Veränderung bildet. Diese entfällt im dekonstruktiven Genderansatz, da ja keine prinzipielle Differenzlinie zwischen Frauen und Männern angenommen wird. Das „doing gender“, das permanente Tun oder Machen des Geschlechts, bedeutet, dass Frauen in dieser Sicht ebenso wie Männer an der Herstellung und Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse beteiligt und insofern nicht „Opfer“ sind, sondern Teil des Systems.

Diese Perspektive eröffnet auf der einen Seite neue Chancen, Frontlinien zwischen den Geschlechtern aufzubrechen, Männer in die ge-

sellschaftlichen Veränderungsprozesse in Richtung Gendergerechtigkeit einzubeziehen und diese als gemeinsame Aufgabe aller Menschen guten Willens zu betrachten. Die in den 1980er Jahren gelegentlich heftig diskutierte Frage, ob Männer Feministen sein können, obwohl ihnen die „weibliche“ Erfahrung fehlt, ist damit hinfällig geworden. Die Erkenntnis, dass sich in der Geschlechterfrage nicht Täter und Opfer gegenüberstehen, sondern in einem gesellschaftlichen System eingebundene Menschen, stärkt die Möglichkeiten gemeinsamer Suchprozesse nach neuen Wegen und Möglichkeiten.

Die Gefahr dieses Ansatzes besteht, wie aus differenzorientierter Perspektive zu Recht angemahnt wird, darin, dass die von feministischer Seite mühevoll herausgearbeiteten Unterschiede zwischen den Geschlechtern wieder verwischen. Damit kann der Ansatz unverbundlich und politisch wirkungslos werden. Wenn die gesamte Geschlechterfrage auf Konstruktion beruht, dann ist es sehr viel schwieriger, klar zu formulieren, welches politische Ziel mit wem auf welchem Wege erreicht werden soll. Dieser Ansatz legt zudem nahe, zunächst bei den eigenen Konstruktionen zu beginnen und das eigene „doing gender“ zu hinterfragen. Es kann dazu benutzt werden, den feministischen Veränderungswillen gänzlich zu blockieren, denn wenn alles nur Konstruktion ist, kann es keinen Kampf gegen reale Verhältnisse geben. Dabei wird übersehen, dass Konstruktionen Realitäten schaffen, unterstützen bzw. andere Realitäten verhindern. Die als Konstrukte entlarvten Geschlechterbilder -rollen und -erwartungen wirken sich massiv auf die realen Lebensverhältnisse von Menschen aus – beispielsweise auf den durchschnittlichen Verdienst von Frauen und Männern oder auf die Bilder von Koryphäen in den Köpfen, die lieber komplizierte Szenarien entwickeln als eine Frau als leitende Fachfrau anzunehmen (s.o.). Solange diese Verhältnisse noch existieren, kann feministischerseits aber nicht darauf verzichtet werden, auf die Unterschiede hinzuweisen. Damit hat der Feminismus zwei richtige und wichtige Erkenntnisse gewonnen, die in Spannung zueinander stehen: Einerseits muss er die Unterschiede zwischen den Geschlechtern betonen, um gegen Ungerechtigkeiten zu arbeiten, andererseits muss er sie relativieren und denkerisch überwin-

den, um nicht in die alten Rollenzuschreibungen und damit ebenfalls in Ungerechtigkeiten zu verfallen. Die schwierige Balance, den Konstruktionscharakter zu erkennen und die sehr realen Folgen der Konstruktionen zu identifizieren, ist eine der Herausforderungen des Gender-Ansatzes.¹⁰

4. Konsequenzen des Gender-Ansatzes für die (feministische) Theologie

Inhaltlich hat die Feministische Theologie zunächst die Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ insofern aufgenommen, als kaum noch mit biologischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern argumentiert wird. Während früher nicht selten versucht wurde, gottgewollte Unterschiede zwischen Frauen und Männern aus dem zweiten Schöpfungsbericht, der die Erschaffung von Adam und Eva erzählt, abzuleiten und daraus Konsequenzen für das Leben von Frauen und Männern heute zu ziehen, gehört dies heute weitgehend der Vergangenheit an.¹¹ Auf dem Wege zur Frauenordination ist diese Argumentation einmal durchaus eine wichtige gewesen, die auch von Frauen herangezogen wurde: Die gottgegebenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern würden ein besonderes weibliches Amt nahe legen, in dem Frauen die Männer ergänzen könnten.¹²

Vor allem aber hat der Gender-Ansatz hermeneutische Konsequenzen für die Theologie nach sich gezogen: Mit dem Gender-Begriff ist eine Akzentverschiebung in der feministischen Forschung verbunden. Während in den 1970er und 1980er Jahren in vielen Bereichen klassische „Frauenforschung“ betrieben wurde, die die „weißen Flecken“ einer männerdominierten und -zentrierten Theologie um Frauengestalten und weibliche Perspektiven ergänzt hat, untersucht die Geschlechterforschung das Leben von Frauen im Kontext *beider* Geschlechter und in den gesellschaftlichen Strukturen insgesamt.¹³ Feministische Theologie wird daher kaum noch als weibliche

¹⁰ Vgl. zu dieser Balance Pohl-Patalong, *Geschlecht*.

¹¹ Vgl. Karle, Mann, 201 ff.

¹² Vgl. zum Weg zur Frauenordination: Globig, *Frauenordination*.

¹³ Vgl. Hof, *Entwicklung, und Pasero, Dethematisierung*, 55f.

Theologie oder Theologie der Frau verstanden, sondern als eine Theologie, die das Geschlecht (in der Regel im Sinne von „gender“) als grundlegende Kategorie für die Theologie thematisiert. Genderforschung warnt davor, Frauenforschung als „Sonderecke“ der Forschung zu betreiben. Dies wird einerseits der Komplexität des Gegenstandes nicht gerecht, steht aber vor allem in der Gefahr, in den Konsequenzen ungewollt die Stigmatisierung und Marginalisierung von Frauen sowie die rollenbedingten Zuschreibungen zu verstärken, statt sie aufzubrechen und ihnen neue Sichtweisen entgegenzusetzen. Insofern beschränkt sich die Feministische Theologie nicht auf die Untersuchung biblischer und historischer Frauengestalten und die Herausarbeitung weiblicher religiöser Erfahrungen, sondern thematisiert das Geschlecht als grundlegende Kategorie für die Theologie.¹⁴

Dies kann jedoch nicht bedeuten, dass die Perspektive der Frauenforschung und des Interesses für die Lebensbedingungen und realen Lebensverhältnisse von Frauen als überholt oder obsolet betrachtet wird. Zum einen sind in vielen Forschungsbereichen die Möglichkeiten einer umfassenden Genderperspektive überhaupt noch nicht hinreichend gegeben, weil bezüglich der Erforschung der weiblichen Lebenswelten, z.B. in der Kirchengeschichte, erheblicher Nachholbedarf besteht.¹⁵ Vor allem aber besteht bei einer ausschließlichen Orientierung am Genderbegriff die Gefahr, dass sich die bestehenden Unterschiede und Ungerechtigkeiten der Analyse und damit auch dem Bemühen um ihre Veränderung entziehen. Gleichzeitig ist eine Männerforschung vonnöten – die sich aber immer noch sehr in den Anfängen befindet –, um aus der Identifizierung von „Frau“ und „Geschlecht“ herauszukommen.

Die dekonstruktiven Erkenntnisse, die das selbstverständliche Gegenüber der Geschlechter in Frage stellen, finden zudem nur langsam Eingang in die Theologie und in die kirchliche Praxis.¹⁶

¹⁴ Vgl. Siegele-Wenschkewitz, Rezeption. – Einen methodologischen Vorschlag für die Praktische Theologie habe ich formuliert in: Pohl-Patalong, Geschlecht.

¹⁵ Vgl. Bauer, Genderfrage.

¹⁶ Vgl. Karle, Mann, 237ff.

Einzelne Ansätze sind in der Bibelwissenschaft und der Kirchengeschichte vorhanden. Für die Praktische Theologie und die kirchliche Praxis wird diese Frage vor allem interessant, wenn es um die Rollen von Frauen und Männern und die von ihnen erwarteten Eigenschaften geht. Erwartet eine Gemeinde, wenn sie bewusst eine Pfarrerin wählt, dass diese besonders kommunikativ und fähig ist, mit ihrem schwierigen Kollegen sensibel umzugehen – oder dass sie für die Kinderarbeit besonders geeignet ist? Predigen Frauen tatsächlich anders als Männer, und wenn ja, wie ist dies zu beschreiben und welche Konsequenzen werden daraus gezogen? Verändert sich die Atmosphäre im Kirchenvorstand, wenn eine Frau ihn leitet, und wenn ja – oder vielleicht noch brisanter: wenn nicht –, wie wird das in der Gemeinde gewertet? An konkreten Fragestellungen laufen jedoch die – in der Regel gut gemeinten – Bemühungen, die Frage des Geschlechts ernstzunehmen, immer wieder in die „Gender-Falle“: Von Frauen werden „typisch weibliche“ Eigenschaften und Verhaltensweisen erwartet, die sie erneut festlegen und einengen.

Die Theologie und die Kirche stehen damit in der Spannung zwischen der Aufgabe, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern wahrzunehmen und gleichzeitig inhaltlich offen zu lassen, was einen Mann und eine Frau ausmacht. Theologisch ist diese Spannung bislang noch kaum durchdacht und bearbeitet worden. Methodisch bedeutet dies für eine feministisch engagierte Theologie, zwei Perspektiven gleichzeitig zu folgen: Einerseits wird die alltagsgewohnte Perspektive beibehalten, die Frauen und Männer als verschieden erkennt. Hier ist die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ nach wie vor wichtig, um deutlich zu machen, dass die Unterschiede kulturell geprägt sind und nicht einfach naturgegeben, um Ungerechtigkeiten kritisieren zu können. Ein zweiter Blickwinkel muss jedoch hinzukommen, der nicht einfach hinnimmt, dass es Männer und Frauen „gibt“, sondern aufmerksam danach fragt, wie das Geschlecht überhaupt zustande kommt. Mit diesem doppelten Blick können Theologie und Kirche dem feministischen Ziel ein Stück näher kommen: dass das Verständnis von „Geschlecht“ und die damit verbundenen Bilder und Erwartungen Menschen weder einengen und festlegen

noch zu Ungerechtigkeiten führen sollen – dass also durch das Geschlecht kein Leiden mehr entsteht.

Literatur:

- Bauer, Gesa, Die Genderfrage in der theologischen Ausbildung. Ein Erfahrungsbericht aus dem Fachbereich Kirchengeschichte, in: PrTh 41, 2006, 5–11
- De Beauvoir, Simone, Das andere Geschlecht. Sexus und Sitte der Frau (1949), Reinbek³1992
- Christiansen, Kerrin, Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenz, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht, Frauen – Männer – Geschlechterverhältnisse 1, Pfaffenweiler 1995, 13–28
- Gildemeister, Regine, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, in: Ilona Ostner/Klaus Lichtblau (Hrsg.), Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen, Frankfurt a.M. 1992, 220–223
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika, Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zwei-Geschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i.Br. 1992, 201–254
- Globig, Christine, Frauenordination im Kontext lutherischer Ekklesiologie. Ein Beitrag zum ökumenischen Gespräch, Göttingen 1994
- Hagemann-White, Carola, Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Einsicht, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht, Frauen – Männer – Geschlechterverhältnisse 1, Pfaffenweiler 1995, 182–198
- Hirschauer, Stefan, Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht, Frauen – Männer – Geschlechterverhältnisse 1, Pfaffenweiler 1995, 67–88
- Hof, Renate, Die Entwicklung der Gender-Studies, in: Hadumod Bußmann/dies. (Hrsg.), Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, 2–33
- Karle, Isolde, „Da ist nicht mehr Mann noch Frau ...“. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006
- Klinger, Cornelia, Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne, in: Sybille Becker u.a. (Hrsg.), Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt, Stuttgart 2000, 29–63
- Pasero, Ursula, Dethematisierung von Geschlecht, in: dies./Friederike Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht, Frauen – Männer – Geschlechterverhältnisse 1, Pfaffenweiler 1995, 50–66
- Pohl-Patalong, Uta, Art. Gender, in: Elisabeth Gössmann u.a. (Hrsg.), Wörterbuch der Feministischen Theologie, Gütersloh²2002, 216–221

- Pohl-Patalong, Uta, „Geschlecht“ wahrnehmen. Auf dem Weg zu einer Methodologie feministischer Praktischer Theologie, in: Eberhardt Hauschildt u.a., *Praktische Theologie als Topographie des Christentums. Eine phänomenologische Wissenschaft und ihre hermeneutische Dimension*, *Hermeneutica* Bd.10, Rheinbach 2000, 304–322
- Siegele-Wenschkewitz, Leonore, Die Rezeption und Diskussion der Genus-Kategorie in der theologischen Wissenschaft, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof (Hrsg.), *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995, 60–112
- Stoeger, Heidrun u.a., What is a Specialist? Effects of the Male Concept of a Successful Academic Person on the Performance in a Thinking Task, in: *Psychology Science* 46, 2004, 514–530